

Unrecht sichtbar machen

Gewalt, Korruption, Drogenschmuggel, Bürgerkrieg – in Kolumbiens Pazifikregion leider Alltag für die Menschen. Wie können sie zu ihren Rechten kommen? Unterwegs mit COMUNDO-Fachperson Juliette Schlebusch.

Text: Ingo Boltshauser

Das grün überwucherte Ufer des Flusses Guajuí kommt bedrohlich schnell auf uns zu. Dann, im letzten Moment, legt unser Fahrer das Motorkanu derart steil in die Kurve, dass die Bordkante kurz eintaucht und Wasser ins Boot schwappt. Einen Augenblick später geht er abrupt vom Gas, klappt den Ausenborder nach oben und lässt das Kanu mit dem Restschwung über eine Untiefe gleiten, bevor er wieder mit Vollgas auf die nächste Flussbiegung zurast. Hier, auf der letzten Stunde hoch nach Concepción de Guajuí, sind nur noch einheimische Fahrer in der Lage, den Fluss einigermaßen sicher zu befahren. Dann taucht Concepción vor uns auf: Eine ausgewaschene Betontreppe führt hoch zu einer Ansammlung von mehreren Dutzend Hütten. Die einzigen Steingebäude im Ort sind die Kirche und die Schule. Diese ist aber schon seit mehreren Jahren nicht mehr nutzbar, weil ein gestürzter Baum das Dach eindrückt. Der Unterricht findet jetzt im Freien statt – oder gar nicht, etwa wenn es regnet oder der auswärtige Lehrer es nicht den Fluss hoch geschafft hat.

Gemeinschaftsräte sollen sich für die Rechte einsetzen

Heute ist hier das Team von Cococauca zu Besuch, vertreten durch Mario Castro Cuero und Pedro Ibarbo Angúlo. Beide sind schon seit vielen Jahren im Einsatz für die Organisation, die sich für die Rechte der Menschen hier in der Pazifikregion einsetzt. Mit Cococauca unterwegs ist auch Juliette Schlebusch. Die Ethnologin ist seit einem Jahr als COMUNDO-Fachperson bei der Organisation im Einsatz; schon zuvor hat sie sich drei Jahre lang für die Rechte der afrokolumbianischen Bevölkerung im Westen Kolumbiens eingesetzt. In diesem Teil des weitläufigen Einsatzgebietes von Cococauca war sie noch nie, und so steht bei der Versammlung, die kurz nach unserer Ankunft auf dem Platz vor der Kirche stattfindet, zunächst einmal sie selbst im Mittelpunkt des Interesses. Ausländer/innen sieht man selten so weit ausserhalb der städtischen Gebiete. «Ich bin das inzwischen gewohnt», sagt sie. «Die Menschen sind natürlich neugierig und auch misstrauisch. Sie wollen wissen, was mich in diese Gegend treibt.»

Später übernimmt Mario Castro das Wort. Gestenreich erklärt er den rund fünfzig Anwesenden die Bedeutung der Gemeinschaftsräte und die Unterstützung, die Cococauca ihnen bieten kann. Diese Gemeinschaftsräte sind Zusammenschlüsse der Dörfer entlang der Flüsse. Insgesamt zehn solche Gemeinschaftsräte sind bei Cococauca zusammengeschlossen; ausser-

dem noch verschiedene Gruppen, die sich für die Rechte von Jugendlichen und Frauen einsetzen.

Das Vertrauen in den Staat ist klein

Concepción ist das hinterste Dorf des acht Gemeinschaften umfassenden Rates entlang des Flusses Guajuí. Ihnen gemeinsam gehört das Land entlang des Gewässers, insgesamt 36 000 Hektar. Vertreten werden sie durch Abgeordnete, die alle drei Jahre gewählt werden. Deren Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass Konflikte innerhalb der Gemeinschaften friedlich gelöst werden. Auch der Kontakt mit staatlichen Institutionen, um grundlegende Rechte wie Schulbildung oder Infrastrukturen einzufordern, liegt in der Verantwortung der Abgeordneten.

Oder – besser gesagt – läge in deren Verantwortung. In der hitzig geführten Diskussion wird schnell klar, dass der Unmut über die schwierigen Lebensumstände zwar riesig, das Vertrauen in den Gemeinschaftsrat und den guten Willen des Staates aber klein ist. Die Vorfahren der hier lebenden Menschen waren entflohene Sklaven, die sich einst entlang der abgelegenen Flussläufe vor den Kolonisatoren versteckt hielten. Die Sklaverei wurde zwar vor 150 Jahren abgeschafft, aber am tiefen Misstrauen gegenüber

Die Vorfahren der hier lebenden Menschen waren entflohene Sklaven, die sich vor den Kolonisatoren versteckt hielten.

der Staatsmacht hat sich nichts geändert. Die Pazifikregion ist schon lange dominiert von Gewalt, Kokaanbau, Drogenschmuggel und dem Krieg zwischen der Regierung und den Guerillagruppen Revolutionäre Streitkräfte Kolumbiens (Farc) und Nationale Befreiungsarmee (ELN). Zudem drangsalieren paramilitärische Gruppen die Bevölkerung: Seitdem die Farc sich im Rahmen des Friedensabkommens mit der Regierung militärisch aus den Gebieten zurückgezogen hat, nutzen die Paramilitärs das entstandene Machtvakuum, um mit Gewalt die Territorien zu kontrollieren. Sie pflegen enge Verbindungen in die Politik. Jahrzehnte der politischen Willkür, Korruption und Ausbeutung lassen sich nicht einfach so vergessen.

Die Zukunft mitgestalten

«Solche Versammlungen sind enorm wichtig für die Akzeptanz von Cococauca in der Bevölkerung», sagt Juliette Schlebusch, «und eigentlich müssten wir uns viel intensiver mit den Menschen austauschen können.» Doch das Reisen in den weitläufigen und schwer zugänglichen Flussgebieten ist teuer und beschwerlich, und Telefon und Internet sind schon wenige Kilometer ausserhalb der Bezirkshauptstadt Guapi nicht mehr zu gebrauchen.

Die nächsten zwei Tage führt uns die Reise über rund siebenzig Kilometer zurück nach Guapi. An jedem Dorf, das wir passieren, machen wir Halt für weitere Versammlungen. Je näher wir der Bezirkshauptstadt kommen, desto grösser und weniger ›

ärmlich sind die Dörfer am Ufer des Flusses. Hier am Unterlauf gibt es neben dem Goldgeschäft auch weitere Einkommensquellen: Fischfang und Handel, vor allem aber floriert hier der Drogenschmuggel. Man sieht es den Häusern an, sie scheinen weniger ärmlich als in anderen Gemeinschaften.

Auch die Menschen, die an den Versammlungen teilnehmen, sind hier anders. Skeptisch auch sie, aber aufgeschlossener, konstruktiver. Die meisten von ihnen sind Absolventen/-innen eines Diplomkurses, den Cococauca hier als Pilotprojekt über ein ganzes Jahr lang anbietet. In diesem wird einerseits grundlegendes Wissen über politische Prozesse und die Rechte und Pflichten der Gemeinschaftsräte vermittelt. Andererseits ist auch die Geschichte der Afrokolumbianer/innen ein wichtiges Thema, etwas, das in der offiziellen kolumbianischen Geschichtsschreibung keinen Platz hat. Denn nur, wer weiss, wo er herkommt, kann auch seine Zukunft aktiv gestalten, so ist man bei Cococauca überzeugt.

Den Zusammenhalt stärken

Zurück in Guapi: In der 22 000 Einwohner/innen zählenden Bezirkshauptstadt, die nur per Schiff oder einmal täglich von Cali aus mit dem Flugzeug erreicht werden kann, hat Cococauca ihr Büro in einer engen Garage. Hier verbringt Juliette Schlebusch den grössten Teil ihrer Arbeitszeit. «Meine Hauptaufgabe ist es, die Organisation dabei zu unterstützen, professionelle Strukturen zu entwickeln», erzählt sie. Konkret geht es zum Beispiel darum, den Mitarbeitenden das Know-how zum Schreiben von Projektanträgen zu vermitteln, damit die Organisation in der Lage ist, die für ihre Arbeit notwendigen Mittel zu beantragen. Die zweite wichtige Aufgabe von Juliette Schlebusch ist die Unterstützung der Organisation in Kommunikationsfragen. Wie schwierig die Kommunikation innerhalb der Gemeinschaften ist, haben wir in den letzten drei Tagen erlebt. Gerade deswegen ist der Austausch umso wichtiger: «Es geht darum, das kulturelle Selbstverständnis und den Zusammenhalt der Bevölkerung zu stärken.»

Ebenso wichtig sei es aber auch, diese Region und das Unrecht, das den Menschen hier angetan wird, für das restliche Kolumbien sichtbar zu machen, sprich an die Öffentlichkeit zu treten, ist Juliette Schlebusch überzeugt. «Wenn uns das gelingt, haben wir schon viel erreicht. Das wäre ein wichtiger erster Schritt zur Stärkung der hiesigen Zivilgesellschaft.» ●

Vielen Dank für Ihre Spende!

Wir freuen uns, wenn Sie die Arbeit von COMUNDO in Kolumbien finanziell unterstützen möchten. Gerne nehmen wir Ihre Spende entgegen:

Postkonto 60-394-4

IBAN CH53 0900 0000 6000 0394 4

Vermerk: Juliette Schlebusch, Kolumbien

Oder wählen Sie das Land oder das Projekt, das Sie unterstützen möchten, direkt auf unserer Website:

➔ www.comundo.org/spenden

Asyl wegen Techno

Im Iran herrschen strenge Gesetze. Zwei junge DJs aus Teheran nahmen hohe Risiken auf sich, um ihrer Leidenschaft im Untergrund nachzugehen. Nun bauen sie sich in der Schweiz ihr neues Leben auf.

Text: Sylvie Eigenmann

Leider hat er doch keine Zeit für ein persönliches Treffen. Arash Shadram tourt mit seinem DJ-Kollegen Anoush Raki praktisch pausenlos um die Welt. Das Leben der zwei jungen Iraner hat sich, seit sie in der Schweiz leben und eine Aufenthaltsbewilligung bekommen haben, komplett auf den Kopf gestellt.

Ihre Leidenschaft ist der Techno, ihr Leiden waren die Restriktionen in ihrer Heimat: Im Iran sind nur klassische und traditionelle Klänge erlaubt, elektronische und generell «westliche» Musik sind verboten. Techno gilt gemäss einigen Klerikern gar als «satanisch». Wer trotzdem solche Partys organisieren oder zu solcher Musik tanzen will, muss in den Untergrund. Warum? «Alles ist im Iran verboten», fasst es Arash gegenüber dem WENDEKREIS zusammen. «Ich will nicht über Politik reden, weil ich kein politischer Mensch bin und keine politische Bildung habe. Aber ich glaube, unsere Regierung will, dass selbst junge Leute einfach nur in die Moschee gehen und beten, und darum verbietet sie westliche Musik», so der Dreissigjährige etwas salopp.

«Ist euer Album politisch? Sie werden euch hinrichten lassen.»

Abgehalten haben ihn die Gefahren nie. Techno ist seine Leidenschaft: «Diese Art Musik ist voller Energie für mich», beschreibt er sein Gefühl. Seit 2013 arbeitet er als Musikproduzent mit Anoush als DJ zusammen. Im Teheran konnten sie das Tonmaterial für ihre Tracks nur anonymisiert aus dem Internet beziehen: «Denn im Iran ist alles gefiltert, man kann nicht einfach entsprechende Webseiten besuchen», erklärt Arash.

Eine heimliche Doku über die heimliche Leidenschaft

Die Geschichte der beiden Freunde wurde bekannt durch den Film «Raving Iran», der 2016 in die Kinos kam. Um Arash und Anoush in ihrem klandestinen DJ-Alltag unauffällig zu begleiten, musste Regisseurin Susanne Regina Meures kreativ werden: So wurde ein Grossteil der Doku mit einer versteckten Handykamera durch ein Loch in Arashes Brusttasche gedreht. Verwackelte Bilder, Risiko, Adrenalin, aber dafür authentische Reaktionen von Ladenbesitzern, Druckereimitarbeitern und Behörden auf die Anliegen der jungen Künstler. So werden sie von den Beamten vom Ministerium für Kultur und islamische Führung mit ungläubigen Blicken bedacht, als sie versuchen, sich als DJ-Duo ›